

POLLY
SAMSON

Polly Samson
Sommer der Träumer

Polly Samson

Sommer der Träumer

Aus dem Englischen
von Bernhard Robben

Ullstein

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
A Theatre For Dreamers bei Bloomsbury Circus; London



© 2020 by Polly Samson
© der deutschsprachigen Ausgabe
2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus Granjon LT Std
Satz: LVD GmbH, Berlin
Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Für Romany

»Wir alle sind zu unseren Reisen aufgebrochen ... ziehen mit der Strömung dahin, fort und hinaus ins weite Blau, in die angstvolle Einsamkeit der Freiheit, durch die ein jeder selbst steuern muss. Doch – ein tröstlicher Gedanke – es gibt Inseln.«

Charmian Clift

»Ich lebe. Leben ist meine Kunst.«

Marianne Ihlen

Vom Hafen geht es bergauf, und langsam laufe ich die Stufen der Eselschissgasse hoch, in meiner Tasche ein herzförmiger Stein. Ich gehe allein, und obwohl mich niemand sieht, widerstehe ich dem Drang, nach dem steilsten Stück anzuhalten und mich am Pfosten auszuruhen. Ich gehe vorsichtig, Stolpern wird rasch zu einem Sturz, ein Gedanke, der die Gazelle empört, die noch in meinem steif werdenden Körper steckt.

Über Jahrhunderte abgetretene Marmorplatten schimmern im hellen Licht. Die weiß gekalkten Gassen funkeln selbst an einem trüben Vormittag wie heute, an dem sich Wolken in den Hafen drängen, der Himmel so tief, dass er das Festland verhängt.

Die Stufen hinab hüpfen Arm in Arm zwei Jungen auf mich zu. In Dinos' alter Tweedjacke mit den ausgebeulten Taschen und mit meinen bequem geschnürten Schuhen bin ich für sie so unsichtbar wie ein Schafhirte oder ein Maultier-treiber. Die Jahre in der Sonne haben tiefe Falten in mein Gesicht gegraben, das ewig nicht mehr gefärbte Haar hat ebenso lang keinen Friseur mehr gesehen, aber was macht das schon? Wie immer zu einem lockeren Pferdeschwanz gebunden, hängt es mir nicht ins Gesicht. Es gibt mich noch, ein wenig angeschlagen, ein wenig mitgenommen; und mich verblüfft, dass jene junge Frau noch in mir steckt, die vor fast sechzig Jahren zum ersten Mal einen Fuß auf diese Insel setzte. Nur fürchte ich, dass mich unter der wachsenden Patina nur die noch sehen können, die mich schon damals kann-

ten; und es bricht mir das Herz, wie schnell die Schar dieser Sehenden abnimmt.

Der Anruf wegen Leonard kam gestern Abend. Eine Weile saß ich still da, hörte den Eulen zu. Dann holte ich meine alten Notizbücher hervor, die Drei-Penny-Kladden, die ich 1960 mit auf die Insel gebracht hatte, und ich fand ihn in meinem hoffnungsfrohen, schnörkeligen Gekritzel. Ein Krampf im Nacken; die Hähne krächten die ganze Nacht. Ich schlief schlecht und erwachte zu einem traumbedrängten Morgen.

Die Sommergäste sind längst fort; in Athen herrschen Unruhen, die Einschränkungen greifen, Flüchtlinge, verirrte Kinder, Feuer auf den Straßen. Schiffe legen ab, fischen Menschen aus dem Wasser. So vieles, worüber sich grübeln ließe, da sollte man meinen, wir könnten die Wahl in Amerika einfach an uns vorbeiziehen lassen, doch heute früh am Hafen, während ich mir Zeit mit dem guten bitteren Espresso ließ, dem einen, den ich mir am Tag gönne, und dabei den Eseln zusah, wie sie voll beladen von den Booten fortgeführt wurden, fanden mich die Nachrichten über den Präsidenten. Mit den Morgenzeitungen glitten sie übers Wasser und verbreiteten sich auf der Agora rasch wie ein Gestank. Entsetztes Stöhnen, sogar von den Eseln, ungläubiges Prusten von allen Tischen, Passanten, Booten. Einen Moment lang war es ein Trost, dass Leonard wenigstens dies erspart geblieben ist.

Ich bleibe am Four Corners stehen, vor Marias Laden, und lausche den Stimmen. Wie eine Närrin käme ich mir vor, sähe mich jemand mit meinem herzförmigen Stein auf seine Haustür zulaufen, also stelle ich mich darauf ein, ohne zu zögern daran vorbeizugehen, als ich aus der Irren Straße um die Ecke biege. Die Straße heißt nicht so, aber so ähnlich, jedenfalls hatten wir das verstanden, als Leonard direkt vom Notar zu uns kam, seine billige Schirmmütze abnahm und

sie mit der Besitzurkunde für das Haus auf den Tisch warf, sein Grinsen leicht verschämt, verlegen, als fürchtete er, wir könnten ihn großspurig finden.

Stunden später rückten wir mit Eimern und langstieligen Bürsten an, um die Wände zu weißen, und Leonard hatte neue Batterien für den Plattenspieler mitgebracht, den er mitten auf den Steinboden stellte. Einige Platten, verformt wie Dalis Uhren, ließen sich nicht mehr abspielen, aber es gab Ray Charles und Muddy Waters und eine Sängerin, die mir gefiel, an deren Namen ich mich aber nicht erinnere. Später dann ein Feuer unter den Zitronenbäumen auf der Terrasse, Krüge mit Retsina, Tanzen, ein bisschen Hasch. Farbfleckige Shorts, gebräunte Haut, nackte Füße. Kriegskinder, die meisten von uns, jünger als Leonard, dabei war er selbst kaum erwachsen. Mit einem Heißhunger, der so viel mehr wollte als die schmalen, kriegsversehrten Schatten unserer Eltern, saugten wir die Freiheit auf, für die sie gekämpft hatten.

Machten Drogen und die Pille Veränderung möglich? War es eine bewusste Revolution? Oder waren wir einfach Kinder, die sich nach einem entspannten Leben sehnten, nach Sex und Bewusstseinsweiterung, um die in unsere DNA geätzte Angst zu mildern, die in unseren jungen Hirnen explodierte, ein je ureigenes Hiroshima?

Herrgott, für meinen alten Herrn war ich ein verdammter Beatnik!

Wir erhofften uns wenig von dieser Insel, nur Tage, so lang und sonnig, dass wir den Kalten Krieg kaum mehr spürten, dazu eine *galloni* Wein für sechs Drachmen sowie ein solides weißes Haus für zwei Pfund und zehn Shilling im Monat. Ihr Name für uns nur ein Lippenbekenntnis: Hydra. Das bedeutet »Wasser«, dabei hatte ein Erdbeben schon vor langer Zeit alle Quellen verschüttet, weshalb es auf der Insel nur aus wenigen kostbaren Brunnen Trinkwasser gab.

In der griechischen Mythologie ist Hydra ein Ungeheuer am Eingang zur Unterwelt.

»Eine vielköpfige Schlange mit so schlimmem Mundgeruch, dass schon der leiseste Atemhauch tödlich ist«, sage ich, als ich an der Reihe bin, ein Rätsel aufzugeben.

Leonard lacht. Irgendwer spielt Bouzouki, ein anderer Gitarre. Es gibt Ouzo, Sterne, eine Mondsichel, dünn wie ein Löffelrand. Altes Gestrüpp verbrennt mit harzigem Prasseln; eine Funkenexplosion bringt unsere Augen zum Leuchten. Wir werden wilder, zerschmettern unsere Gläser an der Wand von Leonards neuem Haus. Alles Gute!

Marianne aber holt einen Besen und fragt: »Was ist das denn für ein blöder Brauch?« Und keiner von uns – weder Amerikaner noch Kanadier, weder Grieche, Engländer, Franzose, Schwede noch Tscheche, nicht mal George Johnston, dieses australische Superhirn – findet eine Entschuldigung für diesen Splitterregen, es sei denn die, dass Marianne als Erste ihr Glas geworfen hat.

Ich drücke das Steinherz in meiner Tasche und will mir ins Gedächtnis rufen, warum sie, so bald nachdem er das Haus gekauft hatte, abgereist sind. Nur gut einen Monat später, und Marianne huscht durch meine Erinnerung und lässt den Stein aus ihrer Hand in meine gleiten. November, denke ich.

Ein russischer Wind bringt einen eisigen Hauch, Wellen jagen über die Felsen im Hafen, wie alte Strumpfhosen hängen Tintenfische an einem Bootsseil über der Mole. Leonard im Regenmantel (ja – blau, aber längst noch nicht berühmt), reicht dem Schiffer seinen Lederkoffer, und da kommt Marianne in Matrosenhose und regenfleckiger, zerknitterter Bluse, wuchtet gelenkig und flink wie ein Junge mehrere große Bündel an Bord. Sie dreht sich um, ruft mich; der Wind streift ihr Haar übers Gesicht.

Zum ersten Mal seit Wochen schaut sie mich unmittelbar an. »Nein, nein. Ich ertrag es nicht, wenn du weinst.« Sie verstaut das Gepäck und läuft zurück, der Regen hübsch auf ihrer Haut. Ich kann nicht aufhören, sie zu umarmen, so sehr erleichtert es mich, dass wir nicht im Schlechten auseinandergehen.

»Bitte, guck nicht so einsam«, sagt sie, rückt von mir ab und schließt meine Finger um den Stein. Sie sagt, er sei das Erste, was Leonard ihr je geschenkt habe. Der Stein, fleischfarben, weiß und grauviolett marmoriert, fügt sich in meine Hand. Er ist tatsächlich herzförmig, und so wie Marianne mich ansieht, weiß ich, dass mir jetzt, da Leonard und sie zusammen fortfahren, vergeben wurde.

Ihr Lächeln ist so lieb, so voller Hoffnung. »Er gab ihn mir, gleich nachdem Axel das Herz in meiner Brust in Stücke riss. Ich könnte, sagte er, vielleicht einen Ersatz gebrauchen.«

Mariannes Augen sind blau wie ein Sommerhimmel, das Haar von verblüffendem Blond. Kaum zu glauben, dass sie in mir je eine Rivalin sah.

»So viel hat sich verändert. Bitte sei glücklich, mir zuliebe. In Oslo wartet mein kleiner Junge, aber mein Herz bleibt bis zu unserer Rückkehr auf der Insel ... Ach, liebe Erica, du darfst nicht weinen.«

Leonard bietet mir sein Taschentuch an und lenkt meinen Blick vom regennassen Hafen zu den dampfenden grauen und purpurfarbenen Bergen. Dieser Ort hat ihm gutgetan. Diese Insel. Diese Frau. Er zeigt den Weg zurück, den sie gekommen sind. »Hier ist mein schönes Haus – und Sonne, meine madenweiße Seele zu bräunen ...« Er zerzaust mein Haar, wie man es bei kleinen Mädchen tut, und sagt dann, dass er nicht vorhabe, lange fortzubleiben.

Leonard schaut nicht zurück, nicht ein einziges Mal, Marianne aber winkt und winkt, bis das Boot in der aufgewühl-

ten Gischt verschwindet. Denke ich daran, war es erst gestern und ist doch zugleich lang vergangene Geschichte. Einsamkeit brandet auf. Zu viele Abschiede.

An einem höher als die Mauer gewachsenen Zitronenbaum hängen Fliegenfänger. Ich rede mir ein, sie sei noch da, gleich auf der anderen Seite, pflücke Tomaten auf der Terrasse, wie auch Leonard und Mariannes kleiner Junge. Sie war am glücklichsten, wenn sie es ihm heimelig machen konnte, wenn sie ihm Blumen auf den Tisch stellen, den Sturm in ihm besänftigen, Vorhänge nähen und Wein einschenken konnte, Baby Axel vom Klimpern seiner Gitarre in den Schlaf gelullt ... Ich denke an Axel Joachim oder Locke, so hat Leonard ihn genannt, wie er im Schlaf am Daumen nuckelte, das sonnenbleiche Haar weiß wie das Kissen.

Leonard bringt die Gitarre nach draußen auf die Terrasse und schaut uns beim Tanzen zu. Unter den Zitronenbäumen gleich hinter dieser Mauer die glosende Glut, dann aber holt mich das Blaffen eines Arbeiters schlagartig zurück auf die Erde, die ebenso gut der Mars sein könnte. Wir waren wie berauscht von unseren Idealen, tänzelten verträumt und hoffnungstrunken einer Zukunft entgegen, die aus ihrer Vergangenheit gelernt hatte. Als ich die Tür von Leonards Haus erreiche, ist mir ein wenig schwindelig, und ein Stöhnen entweicht mir bei dem Gedanken an den Mann im Weißen Haus, an diese Welt, die sich rückwärts dreht.

Die Albträume finden dich immer, selbst wenn du auf einem Felsen lebst.

Es ist niemand in der Nähe, der mein Gemurmel hören könnte, doch wurden schon Blumen auf die Schwelle gelegt. Ausdruckslos ragen die weißen Wände von Leonards Haus vor mir auf, die grauen Läden geschlossen. Irgendwer hat Fatimas Messinghand offenbar erst kürzlich geputzt. Ich hoffe, jemand hat die Spiegel verhängt. Ich beuge mich zur

Schwelle hinab und lege den Stein zwischen die Gedenkgaben: verwelkende Nelken, Teebeutel, Orangen und eine einzelne Witwenblume. Kurz überlege ich, ihn wieder an mich zu nehmen, aber er gehört ihm und Marianne, war nie wirklich meiner.

»Ein Talisman«, sagt Marianne und setzt kichernd hinzu: »Vielleicht das versteinerte Herz von Orpheus.«

Ich knie vor der Schwelle. Der Spiegel im Flur hinter dieser Tür bewahrt seine Geheimnisse über dem polierten, mit einem Spitzentuch bedeckten Tisch, auf dem sie immer ihre Schätze ausbreiteten.

Marianne und Leonard erfanden Geschichten; außer Orpheus' Herz gehörten ihnen noch ein versteinertes Ziegenhorn, aus dem einst Dionysos trank, goldene und blaue Fragmente aus Epidauros, eine eiserne Klosterglocke, die Marianne einmal halb vergraben in einem Kiefernwald auf Santorini fand, und eine große verrostete Blechbüchse mit dem Relief einer Frau, die mit verbundenen Augen eine Harfe ohne Saiten spielte. Der geschnitzte Spiegel war ihr Orakel. Mit goldener Tinte hatte Leonard auf den Rand geschrieben: *Ich verändere mich. Ich bleibe gleich. Ich verändere mich. Ich bleibe gleich. Ich verändere mich. Ich bleibe gleich.* Einmal forderte er mich auf, davor stehen zu bleiben und hineinzusehen. Er zündete Kerzen an und sprach eine Art Gebet, dann bat er mich, so lange in den Spiegel zu schauen, bis ich wisse, wer ich sei.

Ich verändere mich. Ich bleibe gleich. Ich schätze, er meinte es gut, auch wenn er es manchmal übertrieb, und eine Zeit lang hat Marianne mich gehasst. Nun ja, so war es eben.

Es war das letzte Jahr ohne Strom hier oben. Manchmal finde ich das schade. Ein, zwei Stunden nach Sonnenuntergang verstummten die Generatoren in der Stadt, und nur Flamme und Mond leuchteten uns. Laternen, Kohlenpfannen, Ikonen flackerten über Ölschalen, in denen kleine Flam-

men auf Kork schwammen. Jeder ist schön im Kerzenlicht. Herd und Kühlschrank halte ich heute für selbstverständlich, meine Erinnerungen aber sind golden. Ich verändere mich. Ich bleibe gleich.

Ich war an einem Sabbat hier. Das Anzünden der Kerzen, die kleinen Teller mit Salz und Öl, Oliven und frischen Anchovis. Marianne war es irgendwie gelungen, aus dem launischen Herd ein Challah-Brot hervorzuzaubern. Leonards Segensspruch schien mir nicht unangebracht. Das handgestickte Tischtuch, Wasser aus dem Brunnen, das funkelnde Glas der Petroleumlampe, die weißen Anemonen im irdenen Krug, die graziös ihre Köpfe senkten; um sie schien selbst die Luft zu leuchten.

Ich denke an jene Abende im Licht der Laternen, an Musik und Tanz, an Magdas traurige russische Lieder, an über Wände huschende Schatten, an Gitarre, Bouzouki und Akkordeon, an Michail mit seiner Fiedel, an jüdische Lieder, die beide kannten, Magda und Leonard, und daran, wie er manchmal, wenn er auf seiner Gitarre spielte, zögerlich einige wenige eigene Zeilen sang, die ihn anschlichen wie Katzen eine Schale Milch.

Ich glaube, er war seit fast zwanzig Jahren nicht mehr hier, weshalb es mich überrascht, dass ich so weinen muss. Dabei habe ich nicht mal ein Taschentuch. Doch anders als Leonard, der sich mit diesem Haus und der Frau und dem Kind eines anderen Mannes gleich Hals über Kopf darauf einließ, hatte ich nicht damit gerechnet, dass dies hier mein Zuhause werden könnte.

Eins

So manch einer unterhält beim Abendessen gern mit abgedroschenen Anekdoten darüber, wie er jene kurvenreiche, staubige Route gen Osten trampete, die als Hippie Trail bekannt werden sollte. Du hast kaum seinen Namen verstanden, da erzählt dir der Mann gegenüber von seinem Sommer der Liebe, und während er Wein einschenkt, wechselst du in Gedanken den grauen Anzug gegen geflickte Shorts aus, siehst ihn barfuß, braun gebrannt und um den Hals eine Gitarre an einem geknoteten Strick. Aber wir sind nicht nach Griechenland getrampt, haben nie an Indien gedacht, nicht mal an Istanbul oder Beirut, und wir waren auch keine Hippies, zumindest nicht als wir aufbrachen. Ich bin mir nicht mal sicher, ob es 1960 schon Hippies gab.

Meine Reise an jenem Ostertag war geplant von einem Gemüt, das nur von Jungen träumte, insbesondere von Jimmy Jones mit seinem Gesicht wie ein Gedicht, dazu dieser natürlich anmutige, muskulöse Körper, der sprang und rannte, balancierte und wirbelte und unweigerlich jeden Liegestützwettkampf mit meinem Bruder gewann. Die erste Liebe kam mit einem Aufflammen strahlender Lust, einem aus schmuddeliger Flasche entwichenen Geist, der mein Leben erhellte und mir die Welt öffnete.

Jimmy Jones war einundzwanzig, vier Jahre älter als ich, und er wollte mehr als nur meine Wünsche erfüllen. Er hatte vor, in diesem Sommer zu verreisen, und der Rucksack am Fuße seines klapprigen Bettes bebte vor Ungeduld. Ich dage-

gen war liebesbedürftig und orientierungslos, seit die Pflege meiner sterbenden Mutter so abrupt ihr Ende gefunden hatte, weshalb ich nichts weiter wollte als Jimmy Jones' weiche Haut, seine sanften Küsse und einen eigenen Rucksack.

Wieso Mum mir die Mittel zu meiner Flucht hinterließ, war ein Rätsel, für das es keine Auflösung gab, nur die Überraschung von tausend unerklärten Pfund auf einem Sparkonto der Post und damit zusammenhängend der glückliche Zufall eines Buchs zur rechten Zeit. Die Autorin war Charmian Clift, eine australische Schriftstellerin, die hier auf Hydra wohnte und in London mehrere Jahre lang die engste Freundin meiner Mutter gewesen war. Ich suchte nach einem Weg, irgendeinem Ziel, und dachte, Charmian könnte ein wenig Licht in jene Geheimnisse bringen, die meine Mutter mit ins Grab genommen hatte.

Das Schreibbüro, in dem ich arbeitete, war eine Folterkammer in dreifacher Ausfertigung: Tastengeklapper, Schreibmaschinengeklingel und Pokneifer. Das Aufregendste, was einem da passieren konnte, war eine Torte zum Geburtstag. Nicht gerade das Leben, das meine sterbende Mutter sich für mich gewünscht hatte. Ich träumte von Sonne und glitzernem Meer, von einem hübschen Jüngling, der von hohen Felsen ins Wasser sprang, auftauchte, überlebte. Ich träumte von Licht, das durch Fensterläden aufs Bett fiel, und auch wenn ich mir sicher bin, dass ich damals so manches über Freiheit und über eine Flucht aus dem Hamsterrad zu sagen gehabt hätte, träumte ich doch vor allem vom Träumen.

Als meine Mutter krank wurde, verlief meine Ausbildung im Nichts, und ich hatte keine Vorstellung davon, wie meine Zukunft aussehen würde. In London hielt mich nur wenig, denn wäre es das Mittelalter gewesen, hätte mein Vater mir zweifellos einen gusseisernen Keuschheitsgürtel verpasst. Im trostlosen Londoner Winter, der auf den Tod meiner Mutter

folgte, wusste er nur, dass etwas mich fröhlich stimmte, weshalb er beschloss, dem ein Ende zu setzen. Dieser Junge – dieser Gammler – kam ihm nicht mehr ins Haus.

Die Tage wurden zu Wochen voll halb garer Fluchtpläne. Es war gnadenlos kalt und verregnet; jegliche Freiluftaktivität in den verschwiegenen Senken und waldigen Winkeln von Londons königlichen Parks wurde zu einer klatschnasenen Angelegenheit. Da mein Vater mich nur selten aus dem Haus ließ, wartete Jimmy meist im Billiglokal gegenüber von meinem Büro, um mich unter tropfenden Bäumen und durch feuchtes Gras nach Bayswater zu begleiten. Wir nutzten jede Gelegenheit im Pavillon des italienischen Gartens oder im beschämend vertrauten Schutz gewisser Bäume im St. James Park. Erstaunlich, dass wir nie verhaftet wurden! Ich drängte mich an ihn, während wir unsere Flucht planten, sein Regenmantel ein Baldachin über unseren Köpfen.

Mums Tod war so ordentlich verlaufen wie ihr Leben. Sie hinterließ keine losen Enden, die wir verknüpfen mussten. Zu Hause litten wir unter einer ständigen seltsamen Anspannung, die wie ein Sirren auf kaum hörbarer Frequenz die Trauer untermalte. Bloß gut, dass Bobby schon ausgezogen war.

Mums Leben war parfümiert vom frischen, guten Geruch heißer Bügelwäsche und gebackener Kuchen, dazu ein Tupfer Ma Griffe, wenn Vater nach Hause kam, manchmal war da aber auch ein Hauch Sherry und die Andeutung von Tränen. Dabei hatte unser Vater Tränen grundsätzlich verboten. Als Mum im Sterben lag, weinte Bobby auf dem Stuhl an ihrem Bett nur, wenn er nicht zugegen war.

In den letzten Stadien ihrer Krankheit blieb ich an Mums Seite. Eine meiner Lehrerinnen kam mit dem Zug aus Ascot, um mit mir zu reden, doch fuhr sie wieder, ohne dass ich ihr versprochen hätte, zur Schule zurückzukehren. Sogar Mums

Krankenpflegerinnen gaben mir guten Rat, sagten, aus mir könne nichts werden, wenn ich meine Mittlere Reife nicht abschliesse. Alle nahmen an, ich fürchtete, sie würde sterben, sobald ich aus dem Zimmer ging, dabei hatte ich größere Angst davor, sie geschwächt und allein der Gnade meines Vaters ausgeliefert zu wissen, als davor, dass sie sterben könnte.

Bettlaken, Nachthemden, sauber, frisch gebügelt. Lesen und Dösen, später noch die vielen Handreichungen, die zuvor von der Gemeindeschwester erledigt worden waren. Die Monate vergingen, und Mum schlief mehr und mehr, lächelte, wenn sie mich beim Aufwachen sah. Ich saß da und schrieb in meine Drei-Penny-Kladden, schrieb wilde Geschichten über Mädchen, Wölfe und Häuser mit verborgenen Zimmern. War sie bei klarem Bewusstsein, legten wir in den Kladden Listen an, und sie brachte mir bei, den Haushalt so zu führen, wie es meinem Vater gefiel. Unser Zuhause waren zwei Stockwerke im Palace Court, acht hohe Räume, die soldatisch aufgeräumt und makellos sauber zu halten waren. Sein Schloss, ihr Gefängnis. Eigentlich unglaublich, wie viel sie für ein Leben gab, in dem sich für sie kein Platz fand.

Bald schien es niemanden mehr zu kümmern, dass ich nicht länger zur Schule ging, mich am allerwenigsten. Mein Bruder war auf der Hornsey Art School, sorgte sich wegen verpasster Seminare und knabberte auf dem Stuhl neben ihrem Bett an den Fingernägeln.

»Es macht mir nichts aus, wenn du mich zeichnest, während ich sterbe«, sagte sie ihm, als sie noch stark genug war, uns, die wir wie Babys heulten, zu trösten.

Ihre letzten Tage flimmern hinter meinen Lidern wie ein Film im Kino. Die Farben verwaschen, das Licht flackert, Bilder ruckeln, bleiben stehen. Sie wurde wach, als Bobby ins Zimmer kam. Er war ewig nicht da gewesen und segelte auf

einer Flut von Entschuldigungen durch die Tür. Ich sagte nichts, schüttelte Kissen auf, rückte sie zurecht, half Mum, sich aufzurichten, kämmte das verbliebene Haar. Wegen der Medikamente klang ihre Stimme angestrengt, der Arm zitterte, als sie auf den Rollschreibtisch zeigte. »Heute müsst ihr mir helfen, letzte Dinge zu ordnen.«

In einer verschlossenen Schublade lagen zwei kleine rechteckige Päckchen, das eine an mich, das andere an meinen Bruder adressiert.

»Die sind für später. Macht sie jetzt bitte nicht auf«, sagte Mum, als sie mir mein Päckchen in die Hand drückte. »Gönn dir ein paar Abenteuer«, sagte sie. »Wage zu träumen.«

Es geschah in jener Nacht. Ein schlafender Engel, Hände über der Brust gekreuzt. Irgendwie wurde eine amtliche Feststellung der Todesursache vermieden, obwohl ich keinen Moment daran zweifelte, dass sie und der wertvolle Doktor ihr Ende beschleunigt hatten.

In Bobbys Päckchen lagen die Schlüssel für ein Auto, porzellangrün, ein Cabrio, das auf dem Platz hinterm Palace Court stand. Das eigentlich Interessante aber ist: Bis zu ihrem Tod hat niemand gewusst, dass sie ein Auto besaß. Wir wussten nur, dass sie fahren konnte, da Vater sie manchmal ans Steuer seines Austin ließ, er auf dem Beifahrersitz, ihr aber kein einziges Mal erlaubte, selbst zu entscheiden, wann sie blinken oder den Gang wechseln sollte.

Es war gut, Vater nicht auf dieses Auto aufmerksam zu machen, weshalb Bobby darauf achtete, nie mit den Schlüsseln zu klimpern, wenn er nach Hause kam, oder den Preis für Benzin zu erwähnen.

An dem Tag, an dem Charmian Clifts Buch eintraf, ging eine wahre Sintflut nieder – wie gesagt, in jenem London, wie ich es von damals in Erinnerung habe, hat es ständig geregnet. Bobby kam und schüttelte Tropfen aus seinem Haar. Er sah

geradezu unanständig gesund aus, eher Erster im Rugby-Gedränge als hungernder Künstler, die Wangen rot vom Lauf durch den Regen, das Haar ein nasser Heuhaufen. Er ging die Post auf dem Flurtisch durch und steckte einen an ihn adressierten Brief ein, das Päckchen für Mum ließ er liegen.

»Wir hätten eine Traueranzeige verschicken sollen, damit die Leute Bescheid wissen ...« Er verstummte mit einem schweren Seufzer. »Ach, na ja.«

Da mein Dad es nicht einmal ertrug, wenn man ihren Namen nannte, blieb Mums Post im Flur liegen, bis ich sie an mich nahm und wieder und wieder die traurige Nachricht schrieb.

»Du weißt doch, er will mit alledem nichts zu tun haben«, sagte ich, aber Bobby warf mir einen warnenden Blick zu, da Vater im selben Moment aus dem Bad kam, sich die Hände abtrocknete und mir das Handtuch gab, als wäre ich irgend-ein Garderobenfräulein. »Das hier ist seit Wochen nicht mehr gewaschen worden«, sagte er und tat dann, als wollte er uns fortscheuchen. »Was lümmelt ihr beide euch hier vor der Tür herum?«

Er streckte eine Hand aus, griff Bobby ans Kinn, drehte sein Gesicht ins Licht.

»Um Himmels willen, Robert. Habe ich dir nicht beigebracht, wie man sich ordentlich rasiert? Was soll denn dieser Milchbart? Und das hier, sollen das Koteletten werden?«

»Lass mich«, sagte Bobby, aber Vater verstärkte nur den Griff.

»Ich will doch nicht hoffen, unser Robert hat als Nächstes vor, ein Teddyboy zu werden, oder?«, sagte er, während er Bobbys Wange halb tätschelte, halb schlug.

Bitte, bitte, keinen Streit. Ich presste die Hände auf die Ohren. Wenn meinem Vater danach war, musste ich zu Hause bleiben. Dabei hatte ich nur Jimmy Jones im Kopf, der,

wie ich wusste, in Bobbys Bude auf mich wartete. Mein neuer primelgelber Pulli hatte einen Reißverschluss.

Endlich ließ er uns in Ruhe, und es fühlte sich jedes Mal an, als wäre uns die Flucht geglückt, auch wenn wir nur in den Pub gingen. Wir rannten durch den Nieselregen, konnten nicht anders, als uns an den Händen zu halten, und jauchzten, als wir Mums kleinen grünen Wagen erreichten.

»War die ganze Woche so schlimm?«, fragte Bobby, als wir es uns auf unseren Sitzen bequem machten, wartete meine Antwort aber nicht ab. »Bald sind wir hier weg, Puppe, ich versprech's.« Der Hundegeruch seiner nassen Seemannsjacke verbreitete sich im Auto, das nicht länger nach Mums Parfüm roch. Und ja, mir gefiel, dass er mich »Puppe« nannte.

Auf Zehenspitzen kehrte ich im Morgenrauen heim, schlich mich wie eine Katze ins Haus. Ich war, was mein Vater, sollte er mich je erwischen, ein »Flittchen« genannt hätte, eine »elende Schlampe«. Mums in braunes Packpapier geschlagenes Päckchen lag noch im Flur, mit einem Bindfaden zugebunden. Die Briefmarken waren wunderschön: ein großer Olivenbaum, eine Eule, das primitive Bild eines Heiligen. Ich fragte mich, wer ihr aus Griechenland schrieb, nahm das Buch und verkroch mich auf mein Zimmer. Mit einem solchen Vater war es riskant, erst morgens um fünf nach Hause zu kommen. Mein Herz raste, als ich mich am Becken wusch. Noch feucht saß ich dann vor der Frisierkommode und öffnete das Päckchen, das in kräftigen Großbuchstaben an Constance Hart adressiert war und nicht, wie es in jenen patrizischen Tagen korrekt gewesen wäre, an Mrs Ronald Hart.

Ein Buch, das auf dem Cover weiße Häuser rund um einen kleinen Hafen zeigte, *Peel Me a Lotus*, so der Titel. Ich betrachtete das Bild und fand keine Spur von der schicken Nachbarin, die über uns gewohnt hatte und von der ich

wusste, dass sie die Freundin meiner Mutter gewesen war. Ich rief sie mir ins Gedächtnis, diese andere Charmian Clift: elegant, groß gewachsen mit eng gegürtetem Kamelhaarmantel, in der Armbeuge eine Handtasche aus Krokodilleder, leuchtender Lippenstift und ein breites Lächeln. Ich war ihr mehrere Male begegnet, vor Jahren, musste allerdings oft an unser erstes Treffen denken und fragte mich, was sie damals zum Weinen gebracht hatte. Sie fand mich im Flur, auf den Mum mich sicherheitshalber geschickt hatte, weil Bobby von unserem Vater eine Tracht Prügel erhielt. Ich kauerte da, Rotz und Tränen liefen, als ich das Scheppern der Haustür hörte, einen Windstoß spürte. Ich drückte mich in den Schatten, schämte mich für die Geräusche, die aus unserer Wohnung drangen. Charmian führte mich an der Hand nach oben, fragte nach meinem Namen, auf welche Schule ich ging, was ich gern las. Irgendwann saßen wir dann auf der obersten Treppenstufe. Sie hatte ihren Arm um mich gelegt, und obwohl ich Fremden gegenüber meist misstrauisch war, fühlte es sich mit Charmian richtig an. Sie fragte nach meinem Alter. Acht, sagte ich, und mich überraschte, dass sie plötzlich verstummte und eine Träne über ihre Wange lief. Sie hatte meinen Namen falsch verstanden, nannte mich Jennifer, aber ich hatte nichts dagegen, da ich Jennifer schöner fand als meinen richtigen Namen.

Das Autorenbild im Buch verriet, dass ihre Schönheit wilder geworden war, geradezu ungestüm. Zwischen Stirn und vorspringenden Wangenknochen tief liegende, schwermütig blickende Augen, fast wie blaue Flecken.

Im Klappentext war die Rede von einer griechischen Insel, vom Leben im Ausland, aber da warf mein Vater seinen Schatten über jede Andeutung von Sonnenschein. Er hatte die Daumen unter die Hosenträger geklemmt, und weil ich meinen Morgenrock trug, war er unfähig, mich direkt anzusehen.

»Bist ja früh auf«, sagte er, spannte die Hosenträger und ließ sie zurückschnellen. »Ich dachte mir, ich sehe besser mal nach dir, da ich gestern Abend nicht mehr gehört habe, wie du nach Hause gekommen bist.«

»Dein Hemd ist ruck, zuck gebügelt. Hab mir extra den Wecker gestellt«, log ich, gähnte und wies auf mein sorgsam zerwühltes Bett. Er räusperte sich, ich aber war schneller. »Ach übrigens, ich habe das hier aufgemacht. Kam für Mum. Aus Griechenland. Erinnerst du dich an Charmian Clift, die oben mit ihren beiden kleinen Kindern gewohnt hat? Ist von ihr, das Buch ...« Ich schwatzte drauflos, um das Thema zu wechseln, genauso verschlagen, wie meine Mum es offenbar gewesen war.

Er schnaubte unwirsch. »Ach, hat sie schon wieder ein Buch verfasst, die feine Dame, ja? *Liebes, wie wär's mit noch einem Cocktail?* Sind Australier, die beiden, weißt du ...« Und er spuckte das Wort »Australier« aus, als wäre es ein Stück Knorpel, um dann mit einem letzten Schnappen der Hosenträger aus meinem Zimmer zu stolzieren, damit ich mich »anständig anziehen« konnte.

Ich las Charmians Buch im Bus. Ich las es in meiner Büro- roecke, während meterweise Lochstreifen durchs Telex ras- selten und ratterten. Ich las von einem Leben voller Risiken und Abenteuer, von einer Familie, die zwischen Felsen in glasklarem Wasser badete, von Bergblumen, bewunderten Künstlern und von Möchtegernkünstlern, über die Charmian sich verhalten lustig machte, über George, ihren Mann (der witzig klang und klug, auch wenn ich mich nicht erinnerte, ihn je gesehen zu haben), las von Armut und irgendwie über die Runden kommen, von Sonderlingen im Ort und Heiligen und vom Wettlauf mit der Zeit, um das Haus rechtzeitig für die Ankunft des dritten Kindes herzurichten, von Touris- teninvasionen und Quallen, Erdbeben und einem Leben wie

im Flug und immer nahe der Sonne. Es kann folglich kaum verwundern, dass ich mich bis weit über die Mittagszeit hinaus in diesen Seiten verlor und Betty mich anschnauzte, die Leiterin des Schreibbüros. Im Buch lag eine gefaltete schlichte Karte von Charmian.

»Meine liebe Connie, ich habe dieses Buch über das erste Jahr meiner Familie hier auf der Insel geschrieben, und endlich ist es auch in England erschienen. Verbreite die Kunde bitte auf jede nur erdenkliche Weise, aber wichtiger noch, lass Dich von keinem meiner Worte abhalten, mich zu besuchen. Du wirst hier stets herzlich willkommen geheißen werden von einer, die fest daran glaubt, dass Du eine zweite Chance verdient hast. Charmian.«

Als ich das las, spürte ich eine flirrende Sehnsucht, ein intensives Verlangen nach jenem herzlichen Willkommen und einer Chance für mich selbst. Ich konnte es kaum erwarten, Jimmy Charmians Buch in die Hand zu drücken.

Jimmy Jones hatte mit allen Familienbanden gebrochen, als er das Jurastudium schmiss und sich zu etwas Lichterem, Bunterem mauserte, zu jemandem, der eher von Jack Kerouac, Sartre und Rilke als von den Mühen der Rechtsverdrehung angetan war. Seine Flügel trugen ihn in eine Holzhütte, ein Atelier unten im Garten von Mrs Singh, und ein paar Gelegenheitsarbeiten gaben ihm die Freiheit zu malen, Gedichte zu schreiben und bis mittags im Bett zu bleiben.

Meine Träume von der Insel waren viel zu aufregend fürs Telefon oder für Vaters allzu gespitzte Ohren. Er blieb schlecht gelaunt und deckte mich mit Hausarbeiten ein. Ich durfte nicht mal Socken wegwerfen, deren Hacke schon völlig durchgescheuert war, eine meiner bleibenden Erinnerungen an jene grauen Monate nach Mums Tod. Wie er mir befahl, mich auf den Platz zu setzen, der ihrer gewesen war, ein hübscher Sessel, geknöpfte Rückenlehne, überzogen mit

erbsen grünem Samt, der Nähkasten zu meinen Füßen, während er Tee schlürfte, sich in seinem Ohrensessel reckte und im Fernsehen *Dixon of Dock Green* lief.

Ich kam beim Abendtisch noch einmal auf Charmian Clift und ihr Buch zu sprechen. Es war Dienstag, Würstchen im Teigmantel, sein Lieblingsessen, dazu Bratensoße und Kartoffelbrei, also bestand Hoffnung, dass er jetzt besserer Laune war.

Ich irrte mich. Seiner Miene nach zu urteilen, hätte man glauben können, er hätte was Ranziges im Mund. »Erica, müssen wir beim Essen wirklich über die Freundinnen deiner Mutter sprechen?«

Mums Geschichten über Dad vorm Krieg, sein gewinnendes Lächeln, seine Tanzbeine, ich konnte sie kaum glauben. Die Schlagfertigkeit, für die er bekannt war, hatte bei Dünkirchen einen Volltreffer abgeknippt; seine Packen-wir's-an-Laune war restlos verschwunden. Früher stieg er aus Spaß auf Berge, machte meiner Mum auf einem Gipfel der Brecon Beacons einen Antrag. Als er in Kairo stationiert war, sorgte er dafür, dass sie während seiner Abwesenheit jede Woche Blumen bekam. Und er meckerte nicht, wenn er die Rechnung der Schneiderin, ihre Shampoos oder ihr Make-up bezahlen musste. Sie zog sich immer noch jeden Abend um, ehe er aus dem Büro heimkam, obwohl ich mich nicht daran erinnern kann, dass er sie je in ein Restaurant oder ins Theater ausgeführt hätte. Routine war das Einzige, was ihn bei Verstand hielt: sein Whisky auf dem Tablett, Eiswürfel und die silberne Zange daneben, die gefaltete Zeitung, Abendessen, dann sein Sessel und der Fernseher, während sie hin und her huschte, Tee einschenkte und nähte.

Als wir so alt waren, dass sie uns auch mal allein lassen konnten, flüchtete Mum dann und wann übers Wochenende – zu Großtante Vera nach Hampshire, nach Wales zu

Kusine Penny mit »ihrem Problem« –, aber nach jeder Rückkehr wurde sie bestraft. Einmal kippte er den Inhalt eines Schmortopfes quer über den Küchenboden und zwang uns, ihn liegen zu lassen, bis sie zwei Abende später zurückkam. Wortlos stand er über sie gebeugt und sah zu, wie sie auf den Knien mit Handfeger und Kehrblech den geronnenen Brei beseitigte. Sie ihm zu Füßen, verschreckt auf dem Boden – ich mochte nicht daran denken. Und ich beschloss, ihn zu bestrafen, und hörte nicht auf, über Charmian zu reden.

»Sie hatten es wirklich nicht einfach. Offenbar fuhren sie für ein Jahr noch auf eine andere griechische Insel, und Charmian hat darüber auch ein Buch geschrieben. Ob Mum das je gelesen hat?« Aber jetzt riss er sich die Serviette vom Hals, der Stuhl schabte über den Boden.

»Brauchst gar nicht erst im Regal nachzusehen, da findest du nichts von ihr. Die kennen einfach keine Scham, diese dekadenten Typen, schleppen ihre Blagen von Pontius zu Pilatus, haben nichts für normale Leute übrig und zechen die ganze Nacht mit ihren überkandidelten Künstlern und Schwuchteln.« Er wischte sich brutal den Mund ab und warf die Serviette neben den leeren Teller.

Ich ging auf mein Zimmer und ergänzte meinen Brief an Charmian Clift um ein PS: Ob sie ein Haus kenne, das ich mieten könne? Und wie viel würde das kosten?

*

Hier kommt endlich Jimmy, steht da in einem Streifen Licht, als wäre er direkt von der Leinwand herabgestiegen, in meinen Augen schöner als jeder Filmstar. Mit einem durchtriebenen Lächeln öffnet er die Tür. Bis heute kenne ich kein Gesicht, das ein Lächeln derart verändert. Normalerweise wirkt Jimmy eher gehetzt, aber wenn er lächelt, ist es, als

ginge die Sonne auf, und genau wie ich es mir erhofft habe, greift er nach dem Reißverschluss meines neuen, flauschigen, primelgelben Pullis.

»Fährst du mit mir auf eine griechische Insel?« Er war hinter mir, als ich die Leiter zu seinem Bett hochstieg, und statt einer Antwort biss er mir in den Po.

Wir rechneten es durch. Als wir zu Bobby und den anderen im Gatehouse stießen, gaben wir uns ein Jahr. Die Band machte gerade Schluss. Ich war froh, den alten Saxofonisten zu sehen, diesen schwermütigen Veteranen im abgetragenen Regenmantel, der so herzerweichend spielen konnte. *Say, it's only a paper moon sailing over a cardboard sea.* Ich sah uns, Jimmy Jones und mich, auf Charmians Insel, im Wechsel der Jahreszeiten, eine Extradecke fürs Bett, glühende Kohle in einer Feuerschale. Der Kontrabass plonkte, die Saxofonmelodie trieb noch einige kummervolle Atemzüge lang dem Horizont entgegen. Von einem Freund von Bobby nahm ich mir eine Zigarette und hockte mich auf den Tischrand, voll mit Plänen. Jimmy reihte sich in die Warteschlange vorm Tresen.

Bobbys neue Freundin ging auf die Kunsthochschule: ganz sein Typ, schlank, vogelknochig, angezogen wie eine Balletttänzerin nach ihrem Auftritt, Pullover mit Zopfmuster, enge schwarze Caprihose. Ihre Kleider stets nur von einer Farbe, das Gesicht zu schmal für die düster umrandeten Augen, das Rabenhaar gab den zarten Nacken frei, ihr Hals wie der eines Schwans. Sie saß mitten in der Gruppe auf einem Barhocker, schlug die langen Beine übereinander, sagte »cool« und »super« und wirkte dabei kein bisschen verlegen.

»Edie Carson, das hier ist meine Schwester Erica, Gefangene im Palace Court, Bayswater; Erica, das hier ist Edie, die Queen von Wood Green.« Bobby gestikulierte mit einem randvollen Glas, und das Bier schwappte zwischen Edie und

mir auf den Tisch. Als wir es beide zugleich aufwischen wollten, stießen wir mit dem Kopf zusammen, und Bobby sagte: »Freut mich, dass ihr euch schlagartig so gut versteht.« Wir beide stöhnten.

Bald waren wir wieder in Jimmys Atelier, und da es so kalt war, dass wir unseren Atem sehen konnten, hielten wir einander warm. Jimmy hatte ein Hochbett gleich unter der Dachluke, Bobbys Bett war ein Diwan hinter einigen Staffeleien und einem Vorhang aus purpurfarbenem Samt. Edie schämte sich nicht, ihre Lust laut hinauszuschreien.

Bobby erzählte einige Abende später Edie Carson von unseren Reiseplänen, denn als es für Jimmy und mich ernst wurde, wusste Bobby, er wollte nicht allein zurückbleiben. Edie hatte eigene Pläne; sie und ihre beste Freundin Janey mochten nicht bis zum Frühjahr warten. Also machten wir mit Edie und Janey aus, uns eine Woche vor Ostern am Hafen von Piräus zu treffen.